

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nach Sellin?“ warf Ella ein. „Ein schöner Weg nach dort; ich bin ihn oft per Rad gefahren. Sie sind dort bekannt?“

„Ja wohl, gnädige Frau! Pastor Lautner dort ist ein Freund meines verstorbenen Vaters und war überdies Geistlicher in Birkwald. Ich habe ihm versprochen müssen, ihn aufzusuchen, wenn ich nach hier komme.“

Scherzhast drohend hob sie den Finger. „Wirklich? Sollte es nicht etwas anderes sein, was Sie dahinzieht?“

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, gnädige Frau!“

„Nun, Pastor Lautner hat doch eine so wunderhübsche Nichte bei sich — sollte das nicht der Anziehungspunkt sein? — Ah, Sie kennen Käthchen Lautner nicht? Dann hüten Sie sich vor dem Heiderösslein!“

„O meine Gnädige, was ist mir ein Heiderösslein gegen die vollerblühte majestätische Rose.“ wieder neigte er sich mit einem Blick gegen Ella, daß diese wider Willen erröten mußte. Was fiel ihm nur ein?

„Wir dürfen also morgen auf Dich rechnen, Strachwitz? Sobald du von Sellin zurückkehrst, kommst du zu uns.“ bat Wolf herzlich.

„Ich schließe mich meines Mannes Bitte an,“ sagte Ella etwas förmlich.

„Tausend Dank; ich werde kommen!“ Detlev verabshiedete sich von der Hausfrau und wurde von dem Freunde bis zum Ausgang geleitet.

„Behüt dich Gott, alter Junge, also morgen auf Wiedersehen!“ Herzlich drückte ihm Wolf die Hand.

Ella wartete noch auf ihren Gatten.

„Möchtest du nicht schlafen gehen?“ fragte er freundlich. „In einer halben Stunde komme ich nach. Ich will nur eine Kleinigkeit in meiner Arbeit nachtragen und möchte dir nicht zumuten, auf mich zu warten.“

„Ah, in der Tat sehr liebenswürdig! Doch ist deine Arbeit so wichtig?“

„Ich hatte mir vorgenommen, sie bis zum fünfzehnten zu vollenden! Wünschst du vielleicht etwas?“

„Ja, allerdings! Ich möchte mit dir reden! Gut, daß dieser unausstehliche Mensch fort ist.“

„Gabriele, du sprichst von meinem liebsten Freunde —“

„Der mir aber im höchsten Grade unsympathisch ist! Ich begreife überhaupt nicht, daß du ihn so dringend eingeladen hast, obwohl du weißt, daß ich ihn nicht mag! Das habe ich dir schon als Braut erklärt, und trotzdem nimmst du so wenig Rücksicht auf mich und meine Wünsche —“

„Wie du auf die meinigen! Was Strachwitz anbetrifft, so ist er einer der besten, selbstlosesten Menschen, die ich kenne!“

„Dabei aber ein ganz frivolster Spötter, der sich über mich lustig macht. O, ich war empört; glaubst du, ich fühle nicht, daß er mich mit seinen plumpen Huldigungen nur lächerlich machen will? Ich weiß ganz genau, daß er mich nicht mag; er hat sich früher immer über mich aufgehalten, und ihm verdanke ich damals das „Elefantenküden“ — so etwas erfährt man immer!“

„Aber Ella, wie kannst du ihm das nachtragen!“ jagte Wolf einfach, der einsah, daß seine Frau nicht ganz im Unrecht war.

„Und dann komme ich durch ihn um ein Vergnügen, auf das ich mich wirklich gefreut hatte. Die Abende, die Graf Mehdorf arrangiert, sollen immer riesig amüsant sein —“

„Ah, kommst du nochmals darauf zurück? Das ist es also — darum bist du erzürnt auf Strachwitz, daß wir seinetwegen nicht gehen? Ich erklärte dir jedoch schon vorhin, daß ich durchaus nichts mit Mehdorf zu tun haben will!“

„Bitte, gib mir dann aber auch den Grund an, damit ich nicht glaube, es sei bloße Schamane von dir, mir das Vergnügen vorzuenthalten.“

„Gewiß — ich wollte nur vorhin in Strachwitz Gegenwart die Sache — deinetwegen nicht näher erörtern! Mehdorf ist ein berühmter Don Juan und ein ganz gewissenloser Frauenjäger, dem selbst die Ehe nicht heilig ist. Gerade im Waldhäuschen feiert er seine tollsten Orgien; dort wohnt übrigens auch seine Geliebte, die entlaufene Frau eines kleinen Beamten.“

„Ah, in der Tat, sehr interessant! Und das sagst du mir erst heute?“

Er beachtete ihren Einwurf gar nicht, sondern fuhr fort: „Deshalb wirst du begreifen, daß ich meine Frau viel zu hoch halte, um mit ihr ein Fest zu besuchen, auf dem sie Gefahr läuft, der Maitresse des Hausherrn zu begegnen. — Und noch eins: niemand weiß, woher der Reichtum des Grafen stammt; man munkelt sogar, daß seine Einnahmequellen nicht gerade die lautersten sind — kurz, daß er vom Spiel lebt! — Mit einem Manne von solchem Ruf kann ich unmöglich verkehren, und unmöglich kann eine anständige und vornehm denkende Frau die Huldigungen eines Spielers und Wüstlings entgegennehmen! — So, Ella, nun bist du orientiert und wirst nicht mehr denken, daß eine bloße Laune dir ein Vergnügen vorenthält.“ Er hatte ruhig, sogar herzlich gesprochen, um seine Frau zu überzeugen; dann schied er sich an, das Zimmer zu verlassen. „Vorläufig gute Nacht, Ella! Ich komme gleich!“

„Galt, mein Gemahl,“ sagte sie da, „ist das alles wirklich wahr?“

„Zweifelst du etwa an meinen Worten?“ fragte er, „ich habe es aus sicherster Quelle! Der Major hat sogar gestern dem Offizierkorps nahe gelegt, den Verkehr mit Mehdorf auf das geringste Maß zu beschränken; Positives weiß man ja

nach nicht; er wird scharf beobachtet — ist ein schlauer Fuchs, der sich nicht in die Karten sehen läßt.“

„Ich begreife dich nicht, Wolf! Wie kannst du solch Splitterrichter sein! Oder stört dich etwa, daß er mich auszeichnet?“

„Ja!“

„Also doch Eifersucht, weil er — du schüttelst! Also nicht Eifersucht? Ich weiß genau, wie weit ich gehen kann — darum mache dir keine Kopfschmerzen! Meßdorf ist ein netter, amüsanter Mensch, bei dem man nie das Gefühl von Dangelei bekommt.“ bemerkte sie etwas anzüglich.

„Dann hättest du vielleicht besser getan, ihn zu heiraten!“

„Wenn heute die Frage an mich heranträte, wüßte ich genau, wen ich wählen würde! Doch wozu sich darum eifern! Du kannst meine gute Meinung von Meßdorf mit deinen dunklen Andeutungen doch nicht erschüttern! Ihr alle habt doch eine Vergangenheit! Zum Beispiel, was wurde seinerzeit nicht alles von Strachwitz erzählt! Oder solltest du nicht wissen, wie er der kleinen, feischen Choristin den Hof gemacht hat — ihr eine elegante Wohnung gemietet —“

„Strachwitz ist ein toller Bursche gewesen, das ist wahr — aber er ist stets Kavaliere geblieben; etwas Ehrloses hat er sich nie zu schulden kommen lassen!“

„Und du, mein Freund,“ fuhr sie lächelnd fort, „oder ist jene kleine pikante Episode mit der hübschen Putzmacherin ganz aus deinem Gedächtnis verschwunden?“

„Ella!“ fuhr Wolf auf, dunkelrot werdend.

Sie schürzte höhnvoll die Lippen, daß die weißen Zähne hervorschimmerten; dadurch erhielt ihr Gesicht einen kalten, grausamen Ausdruck. Unverhüllter Hohn klang auch aus ihrer Stimme, als sie in nachlässigem Tone weiterredete:

„Ereifere dich nicht, mein Gebieter, ich trage dir ja die Geschichte nicht nach. Besser vor der Ehe eine Liebenschaft haben, als während derselben.“

„Ich habe nie eine Geliebte gehabt, hatte weder Geld noch Neigung dazu!“

Zornisch lächelnd prüfte sie ihren Gatten mit den Augen so beredt, daß er sich auf die Lippen biß — „sei doch nicht gar so naiv, mein Freund! Kein Geld? Muß denn die Liebe immer gekauft werden? Sieh dich an, mein Schatz, und denke besser von dir! Vielleicht bist du auch ohne Geld begehrenswert für Frauen! Ich weiß, du hast viele Verehrerinnen, denen du es mit deinen schwermütigen Augen angetan hast; die kleine Baronin Schellbach zum Beispiel betet dich an; wenn du auch nicht mehr ganz „der schöne Wolfsburg“ bist! Die kleine Putzmacherin hatte wirklich keinen so üblen Geschmack!“

„Gabriele, ich verbiete dir, in solch frivolem Tone zu reden!“ Wolf mußte Gewalt üben, sich zu beherrschen.

„Lieber Schatz, mache dich doch nicht lächerlich,“ sie hielt ihr Spitzenaschentuch an den Mund, wie um das Lachen zu unterdrücken, das ihr bei seinen Worten ankam; ihre üppige Gestalt lag noch immer in lächelnder Ruhe in dem Schaukelstuhl, „nein, es ist doch zu komisch, wie du dich um solche Lappalie aufregst! — Wo ist denn jetzt die schöne Mary? Ohne Zweifel wirst du von ihrem Aufenthalt unterrichtet sein. Erzähle mir!“

„Kein Wort mehr! Ich begreife dein unfeines Benehmen nicht —“

„Unfein? Und warum, Schatz? Weil ich mich nach deinem früheren Liebchen erkundige, das so geschmackvoll Hüte zu garnieren verstand? Sage doch lieber — vorurteilslos! Du kannst es doch einmal nicht ableugnen — gib dir darum keine Mühe — die ganze Stadt wußte ja von deinen romantischen Stellbichens auf dem Friedhof mit jenem Geschöpf. Fürwahr, ein seltsamer Geschmack, die Wahl dieses Ortes.“

„Nun gut, Gabriele,“ sagte er bebend vor Erregung, indem er ihr einen Schritt näher trat und sein großes Auge voll auf sie richtete, die sich lächelnd in ihrem Stuhl wiegte und ihre weißen, mit kostbaren Ringen geschmückten Hände betrachtete, „nun gut, wenn du einmal so genau unterrichtet bist, will ich dir auch die ganze Wahrheit sagen. Ja, ich habe Mary Winters gekannt und über alles geliebt! Sie war aber nicht mein Liebchen in dem Sinne, wie du denkst. Dazu war sie zu rein und unschuldig.“

„Denkst du, ich glaube, daß du wirklich nur eine platonische Liebe für jenes Geschöpf gehabt hast? Halte mich nicht für so einfältig,“ erwiderte sie erregt. Es fränkte sie, jenes Bekenntnis seiner Liebe zu einer anderen zu hören, „ich kenne

die Welt und weiß, wie ihr Männer es treibt. Du machst auch keine Ausnahme.“

„Denke so gewöhnlich und schlecht von Mary wie du willst, Gabriele, das fällt ja nur auf dich zurück,“ erwiderte er ruhig, „damit kannst du jenes engelreine Wesen doch nicht beleidigen! Sie steht so hoch über dir, daß —“ er kam nicht weiter; wie eine Furie war sie aufgesprungen und stand zitternd vor Wut vor ihm, der mit über der Brust gekreuzten Armen am Rahmen der Tür stand und verächtlich auf sie blickte.

„O, du — du wagst es, mich in einem Atem mit deiner Geliebten zu nennen, mich mit ihr zu vergleichen,“ zischte sie, „mich vielleicht in den Armen jenes engelreinen Wesens zu verspotten — o, wie ich dich verabscheue —“

„Mäßige dich, Gabriele,“ entgegnete er, „sie fest um das Handgelenk fassend, „mäßige dich! Du bist im Unrecht mit deiner Annahme — ich weiß nichts von Mary Winters; mein Wort darauf; sie ist tot für mich.“

„Du liebst sie aber doch noch —“

„Ich habe sie nie vergessen können, und du hast es nicht vermocht, die Erinnerung an sie aus meinem Herzen zu verdrängen. Vielleicht war es meine Schuld mit — gleichviel,“ er zuckte die Achseln — „wir wollen nicht mehr darum rechten!“

„Und warum hast du das Mädchen nicht geheiratet, wenn sie dir so teuer war?“ fragte Ella lauernd.

„Erlaß mir die Beantwortung dieser Frage!“

„Nun wohl, dann will ich sie beantworten! Ich weiß alles. Weil sie kein Geld hatte, deshalb hast du sie einfach sitzen lassen und lieber, um dich recht weich zu betten, die Tochter des reichen Bankiers Ulrich heimgeführt — ist es nicht so? Dessen Geld war dir hochwillkommen, während —“

„Kein Wort weiter, Gabriele,“ sagte er so finster und drohend, daß sie unwillkürlich verstummte. „Ich gehe jetzt und lasse dir Zeit, dein Benehmen und deine Worte zu überlegen — so gewinnt und erhält man sich die Liebe des Gatten und seine Achtung nicht! — Gute Nacht!“ Er verneigte sich leicht und ging.

„Das, das wagt er mir zu bieten — er, den ich vor der Schande gerettet habe,“ knirschte sie, „o, das werde ich dir gedenken, und jener Putzmacherin, die so hoch über mir steht —“ sie zerriß in ihrer Wut das kostbare Spitzenstück in ihrer Hand, „wie erhaben er tut und stolz — o, ich hasse ihn!“

(Fortsetzung folgt.)

Klein-Lindener Volksleben in der Zeit nach dem 30jährigen Krieg.

Bei den Pfarren der Pfarrei Großen-Linden finden sich wertvolle Aufzeichnungen aus der Zeit 1652 bis 1682. Sie sind betitelt „Protocollum — Was in meinem Amt vorgeht“ und von dem damaligen Pfarre Philipp Weigel niedergeschrieben. In diese Tagebücher — und das sind sie in wahren Sinne des Wortes — hat er alles aufgezeichnet, was er in seiner Amtszeit von 1652 bis 1682 erlebt hat. Seine Nachrichten stammen mithin aus der Zeit kurz nach dem 30jährigen Krieg, aus jener schrecklichen Zeit, die unsägliches Unglück über unsere Heimat, ja über ganz Deutschland gebracht hat.

Um nun die in den Tagebüchern niedergelegten Einträge recht zu verstehen, müssen wir uns vorerst ein Bild von der damaligen Ortsanlage, dem Hausbau und der ganzen Beschaffenheit unserer engeren und weiteren Heimat machen.

Großen war in Festungsmauern eingeschlossen, Großen-Linden war mit Wall und Graben versehen, die Eingänge durch feste Tore verwahrt. Klein-Linden, oder wie es damals hieß „Lindes“, im Volksmund heute noch „Linnies“ genannt, war ein offener Ort, von Gärten völlig eingeschlossen. Diese waren nicht mit Spalier versehen, sondern mit Dornhecken verzäunt. Der Baum wurde in jedem Frühjahr nachgehauen und die schadhaften Stellen ausgebeffert. An der Südseite von Lügellinden ist diese Art Heckenverzäunung heute noch teilweise vorhanden. An Straßen hatte Klein-Linden nur drei ansatzweisen, die Obergasse, die Untergasse und die Lügellinderer Gasse. Der alte Weg nach Großen-Linden führte durch die Obergasse — hute Kirch- und Schulstraße — über die Katzenbach nach der Lidenbach, durchschneidet die jetzige Frankfurter Straße und wandte sich dann links nach dem Orte. Was jetzt Meisland ist zwischen Großen- und Klein-Linden, war zum größten Teil Wald, Weide, Gestrüpp und Gesträuch. Keine Straße war hauffiert, alles nur Feldwege und Fußpfade, die sich in sehr elendem Zustande befanden und bei Regenwetter kaum gangbar waren. Keimlich sah es in den Ortlichkeiten aus. Nirgend eine Pflasterung, keine Gasse, in den Höfen keine Pflughuben, keine ausgegrabenen Miststätten; Pfluh und andere Abwasser flossen frei

zur Straße und vermischt sich mit dem Säms zu einem über-
 riechenden, schmierigen Brei. Die Häuser, meist einstöckig, waren
 durchweg mit Stroh gedeckt. Die niedrigen Stuben besaßen wohl
 Fenster, aber die waren meist nicht größer, daß ein Mann noch
 zur Not den Kopf hinausstrecken konnte. Meist waren es Schieb-
 fenster mit Puzenscheiben. Die Stuben waren nicht geheizt, sondern
 mit Lehm gestampft. Der große Kachelofen wurde mit großen
 Holzschichten von der Küche aus geheizt. Am Deckenbalken war ein
 Brett angebracht, auf dem vorzugsweise Löffeln und Gabeln, Bibel,
 Gesangbuch, Gebetbuch und auch der Kamm ihren Platz hatten.
 In der Wand befand sich ein Schränkchen eingelassen, das so-
 genannte „Nebenlädchen“.

So sah es im Bauernhause aus, nicht viel besser war es damit
 auch im Pfarrhaus bestellt. Hören wir, was Pfarrer Weigel dem
 Wortlaut nach darüber berichtet: Am 4. Mai habe ich dem Kaspar
 Fend verdinget, den Boden in meiner Schlafkammer mit Leimen
 zu kleben und auszuschleifen die Böcher; bei der Verdingung 6 Maß
 Bier getrunken.

Am 10. August war der Kastenmeister bei mir, als die Maurer
 in meiner Studierstube die Wände mit Kalk weiß gestrichen. An
 einer anderen Stelle berichtet er, wie man die Haustüre während
 der Nacht von innen mit Balken versperrt hat, weil das Schloß
 schon über zwei Monate kaputt und der Schloßer immer noch nicht
 da war, den Schaden auszubessern.

So ärmlich es in den Häusern aussah, ebenso öde und traurig
 sah es in Feld und Wald aus. In vielen Gewannen fehlten die
 Grenzsteine — sie sind entweder absichtlich entfernt, oder vom
 Wasser weggespült worden. Die Wälder sind der Aufenthaltsort
 für allerlei fremdländisches Gefindel — die Ueberbleibsel der ver-
 rohten Soldateska. Wölfe bringen bis in die Dörfer ein, beißen
 die Hofsunde und plündern die Schaf- und Gänseställe.

Darüber folgende Aufzeichnung: Am 15. Februar 1669 er-
 zählte mir der Ojfermann (Schullehrer) zu Lindes, daß dem
 untersten Müller (Teufelsmühle), dieneil er zu Lindes gewesen
 und getrunken, die Höl aus dem Stalle wären gestohlen worden,
 da die Frau die Hundie eingetan habe, um sie vor den Wölfen zu
 schützen, so in selbiger Nacht die Mühle umschlichen haben.

Am 10. August mußte ich vor dem Walde, als ich nach Lindes
 gehen wollte, wieder umkehren, weil eine ganze Schar Wölfe
 geradewegs auf mich zukam. In Lindes hat darum der Ojfermann
 für mich Bestunde gehalten.

Bovon nun in den Tagebüchern am meisten die Rede ist, das
 sind die kirchlichen Amtshandlungen des Pfarrers. Lindes besaß
 seit 1613 eine kleine Kapelle, die da ihren Platz hatte, wo heute
 der alte Friedhof liegt. Sie war einfach, ohne Orgel und Kirchen-
 uhr. Gottesdienst fand wöchentlich zweimal, am Sonntag und
 Freitag, statt. Im Sommer begann die sogenannte Frühmesse
 schon um 4 Uhr morgens. Weigel schreibt darüber: Ich bin
 morgens früh um 3 Uhr von hier nach Lindes zur Frühmesse
 geritten und habe daselbst gepredigt. Trotzdem wöchentlich zweimal
 Gottesdienst stattfand, ist dem Pfarrer das Amt doch nicht zu
 schwer geworden, denn es bestand die Einrichtung, daß am Son-
 tag meistens ein Student der Theologie in Lindes predigte. Die
 Lindeser hatten also fast jeden Sonntag einen anderen Prediger,
 und sie ließen es auch an Kritik nicht fehlen, wie aus manchen
 Äußerungen hervorgeht. Der Schullehrer und Ojfermann Haupt
 weiß dem Pfarrer am nächsten Sonntag öfters darüber zu be-
 richten. Da hat der eine ein gar leiz und verzagt Stimmchen
 gehabt, der andere hat eine kernhafte Predigt gehalten, wieder ein
 anderer hat Kritik getan, daß es des Ojfermanns Frau in der
 Kammer gehört hat. Mit einem Studenten hat der Pfarrer eine
 able Erfahrung gemacht. Er schreibt darüber in sein Tagebuch:
 Am 12. Dezember sprach mich an Georg Sauer, Studiosus zu
 Gießen, daß er künftigen Sonntag für mich zu Lindes möchte
 predigen. Ich verweigerte es ihm anfangs, weil er vergangenen
 Sommer an einem Sonntag predigen wollte und nicht gekommen
 war. Als ich es ihm auf einen anderen Sonntag wieder erlaubt
 hatte, ist er in Lindes bis in die Nacht hinein beim Trunk ge-
 sessen und an 14 Maß Bier getrunken, welches er auch noch
 obenbrein der Wirtin schuldig geblieben. Jedoch, weil er Besserung
 versprach, auch die Wirtin bezahlen wollte und jetzt bei dem
 kalten Wetter zu mir gekommen war, habe ich ihm verziehen
 und ließ ihn predigen. Der Ojfermann hat seine Predigt gelobt.
 Mit dem Predigen haben es sich die Pfarrer der damaligen Zeit
 ziemlich leicht gemacht. Sehr oft geschah es, daß der Pfarrer
 die Predigt aus einem gedruckten Predigtbuch vorlas.

Weigel führt immer das Predigtbuch an, aus dem er vor-
 gelesen. Ueber drei Mißgeschickte, die ihm beim Predigen passiert
 sind, berichtet er folgendes: Als ich das Gebet gesprochen und
 dann die Predigt lesen wollte, fehlte mir die Brille. Ich blieb
 so lange auf der Kanzel stehen, bis sie der Ojfermann aus seinem
 Hause geholt hatte.

Ein andermal, wie ich hart zürnte, fiel mir mein Buch von
 der Kanzel einem Kind auf den Kopf, ohne ihm Schaden zu tun.

Vom 30. Juni 1672 schreibt er: Als ich in der Kirche den
 Katechismus beten ließ und unter der Jugend halb herum war,
 fing der Ruchhirt an zu blasen, darüber ich unwillig ward und
 abbrach.

Sehr streng war es mit der Kirchenzucht bestellt. Die Kirchen-
 Ältesten oder Seniores bildeten den sogenannten Kirchenkonvent.
 Diese hatten über das ganze Betragen der Gemeindeglieder zu

wachen. Wer sich im Laufe der Woche ein Vergehen gegen Buch
 und Sitte zu schulden kommen ließ, der wurde am nächsten Son-
 tag vor den Konvent gefordert. War er für schuldig befunden,
 dann erhielt er entweder eine Geldstrafe, einen Beweis vor ver-
 sammelter Gemeinde in der Kirche, oder er wurde von dem Genieß
 des heiligen Abendmahls ausgeschlossen, und was am meisten
 vorkam, die Uebernahme einer Patenstelle wurde untersagt. War
 an einem Sonntag der Kirchenbesuch schlecht, dann geschah nach dem
 Gottesdienst der „Verles“, bei dem jeder mit Ausruf seines Namens
 sein „hier!“ rufen mußte.

Darüber folgende Einträge: Im Konvent zu Lindes wurde
 beschlossen, daß die, so auf Epiphaniensonntag nicht in der Kirche
 waren, alle 3 Albus geben mußten.

1665 verlangt der Superintendent in Gießen, daß auch die
 Alten jeden Sonntag im Katechismus verhört werden, ebenso im
 Gesangbuchstied und den Psalmen.

Am 10. Oktober ließ ich in Lindes drei Frauen vor den
 Konvent fordern, dieneil sie sich in Gießen betrunken und auf
 dem Heimwege im Graben gelegen haben.

Am 21. November ließ ich wieder fünf Weiber vor den Kon-
 vent kommen, weil sie sich in der Kirche gestochen und eine die
 andere mit einer Spiernadel gestochen.

Am 12. Dezember erschien der Wirt Reichardt vor dem Kon-
 vent, derweilen er am Sonntag vorher in seiner Vollheit seine
 Frau geprügelt. Er wird derhalben ein Jahr von dem Genusse
 des heiligen Abendmahls ausgeschlossen.

Zwei Männer aus Lindes, die sich in der Kirche wegen der
 Plage gestochen und geohrfeigt haben, müssen nach Beschluß des
 Konventes am nächsten Sonntag vor versammelter Gemeinde durch
 Handgeldöbnis sich wieder verziehen.

Zum Besuche des Gottesdienstes werden die Leute gezwungen.
 Wer unentschuldig ausbleibt, bekommt eine Geldstrafe, die bis
 zu einem Gulden gesteigert werden kann. Wie der Pfarrer die
 Bauern zur Kirche treibt, darüber folgender Eintrag: Als ich
 heute nach Lindes gehen wollte, um daselbst Kirche zu halten, sah
 ich, wie zwei Bauern auf dem Felde ackerten. Der Eine kehrte auf
 mein Zurufen gleich um, der Andere aber ließ sein Gespann stehen
 und stoh in den Wald. Wie ich ihm drohte, kehrte er zurück und
 trieb sein Vieh heim.

Zur Abendmahlsfeier gingen die Lindeser nach Großen-Linden.
 „Nur die alten Leute, so krank und kaulällig sind und die Wege-
 steuer nicht mehr haben“ durften zu Hause bleiben, woselbst ihnen
 das Sakrament gereicht wird. Streitende Parteien werden nicht
 eher zum Abendmahl zugelassen, bis sie sich in Gegenwart des
 Pfarrers wieder versöhnt haben. Wer zum Abendmahl gehen will,
 muß sich vorher beim Ojfermann in das Kommunikantenbuch ein-
 tragen lassen und ihm dafür einen Heller bezahlen.

„Heute habe ich es den Lindesern arg verwiesen, daß sie die
 Anzeige beim Ojfermann nicht veräümen. Sie tuns mir des
 Geldes wegen und wossens dem Ojfermann verweigen, so es doch
 zu seiner Lebensucht gehört.“

Die Frauen hatten beim Abendmahl schwarze Mäntelchen um-
 hängen. Wer ein solches nicht besaß, mußte es auswärtig leihen.
 Die Männer trugen lange, dunkelblaue Kirchenröcke, die sich vom
 Vater auf den Sohn vererbten. Ob der Rock nun packte oder nicht,
 einerlei, er wurde getragen und wenn der breite Kragen den Hals
 des Trägers wie ein Pferdekummet umschloß.

Bei Trauungen mußten Braut und Bräutigam vorher im
 Pfarrhaus erscheinen, um sich im Katechismus abhören zu lassen.
 Wer seine „Leg“ (Lektion) nicht konnte, wurde wieder abgeschickt
 und auf einen anderen Termin verwiesen. Der kirchlichen Trau-
 ung ging der sogenannte Weinkauf voraus. Dabei wurde der
 Ehevertrag aufgesetzt und damit die Brautgabe bestimmt. Der
 Pfarrer hielt dabei einen „Sermon“ über ein biblisches Text-
 wort, oder er wählte einen freien Text, wie: „Im Freien liegt
 des Menschen Verderben und Gedächtnis“, oder „Wer das Glück
 hat, führt die Braut heim“. Bei geringen Leuten wird die
 weinkäufliche Kopulation im Pfarrhaus vollzogen, bei den Reichen
 im Privathaus. An der darauf folgenden Mahlzeit beteiligten
 sich Pfarrer nebst Frau. Das Mahl besteht aus Suppe, Fleisch,
 Brot und Käse. Das Trinkgelage scheint aber immer den wesent-
 lichsten Teil ausgemacht zu haben, denn fast bei allen Einträgen
 ist die Maßzahl des genossenen Bieres und Branntweins an-
 gegeben.

Für eine weinkäufliche Kopulation erhält der Pfarrer als
 Gebühr 5 Albus, für eine kirchliche 15 Ab. Bei der kirchlichen
 Trauung werden Musikanten, sogenannte Sackpfeifer, zugezogen,
 die von der Kirche aus den Hochzeitstisch eröffnen.

Bei Taufen mußte der Pate, wenn er von auswärtig war, ein
 Taufzeugnis vom Pfarrer seiner Gemeinde mitbringen, daß er
 im Katechismus ordentlich unterwiesen und abgehört worden ist.
 Wer kein Zeugnis brachte, wurde von der Pateenschaft zurück-
 gewiesen. Am Sonntag nach der Taufe geschah in der Kirche
 für die Wöchnerin die Dankagung durch ein von dem Pfarrer
 gesprochenes Gebet.

Bei Beerdigungen ging der Ojfermann mit den Schulkindern
 dem Leichenzug voran und führte das „Gesäng“. Nachdem das
 Grab geschlossen war, wurde über den Hügel ein weißes Tuch
 gebreitet, das von armen Leuten nach einigen Tagen wieder
 geholt werden durfte. Es ist anzunehmen, daß dieses Tuch das
 Bettuch war, worauf der Verstorbene gelegen. Ein Leichenschmaus,

das sogenannte „Lad“ erfolgte dann im Trauerhaus. Dabei wurde dann so viel getrunken, daß der Pfarrer oftmals in der Kirche darüber „säunte“, wenn beim Lad ein „gar zu arg Gefährd und Gefährd“ gekoren.

Am 9. September 1613 war die Lindeker Kapelle eingeweiht worden. Dem Pfarrer war der Kirchweihstag einmal vergessen, und die Kirchweihpredigt unterblieb. „Da spricht mich an Johannes Gröber, wenn ich am nächsten Sonntag die Kirchweihpredigt nicht halte, dann wollte niemand mehr zur Kirche gehen.“ Vom Jahre 1663 lesen wir bezüglich der Kirche: „Wegen trauriger Nachrichten aus der Türkei soll diesmal die Lindeker Kirche ausfallen. Die Burschen aber haben schon das Bier gebraut und befehen darauf. Ich habe sie darum an den Amtmann von Buiet in Gießen verwiesen.“

Trotz der armen Zeiten werden in der Gemeinde Kollekten zur Erbauung von Kirchen erhoben. So steuern die Lindeker für die Kirchen zu Grünungen, Ulrichstein, Frankfurt a. M., Heidelberg, Trebur, Leipzig, ja sogar für die Weihung einer Kirchenuhr zu Exter in Holstein, während sie selber in ihrer Kapelle keine besitzen und sich mit einer Sonnenuhr befehen, die 1653 der Studiosus Faust aus Frankfurt a. M. der Gemeinde gestiftet hat. Ueber eine weitere Stiftung an die Kirche lesen wir aus dem Jahre 1669 folgenden Eintrag: Es zeigte mir an Eberhard Spanheimer, des Junkers zu Lindes Hofmeister, daß wenn ihm Gott wieder die volle Gesundheit schenke, er der Kirche ein wöllenes Altaruch kaufen wolle. Nach einer späteren Notiz ist aber aus dem „wöllenen Tuch“ ein weiß flächernes geworden, das an hohen Festtage über das alte schwarze Altaruch gelegt wurde.

Außer den Weihen bei Taufen, Trauungen, Vererdigungen und der Dankagung mußten die Lindeker zur Pfarrbesoldung jährlich besteuern 16 Gulden 5 Albus 3 Heller. Bei der Konfirmation hatten die Kinder an den Pfarrer Eier zu liefern, deren Zahl pro Kind zwischen 12 und 24 Stück schwankt.

Wie war es nun mit der Schule in Lindes bestellt? Für die Gründung der Schule ist das Jahr 1650 anzusehen, denn der Pferrmann Ludwig Haupt spricht im Jahre 1660 von seiner 10jährigen Dienstzeit als erster Schulmeister zu Lindes. Haupt war Kirchendiener (Pferrmann), Schmied und Schulmeister. Bei der Gründung der Schule ging es, wie bei den meisten Neueinrichtungen — sie müssen vielfach erzwungen werden. So auch bei den Lindefern. Weigel schreibt darüber: Am 12. November 1665 hat der Pferrmann Haupt zu Lindes wieder angefangen, Schule zu halten mit 6 Kindern.

Im Jahre 1669 befehlt der Pfarrer: Die Kinder, so mit Schulwert versehen sind, sollen zur Schule geholt werden.

Im Jahre 1680 am 20. Februar berichtet er: Ich hörte, daß zu Lindes die Schule aufgehört. Einer oder zwei ihre Buben nach Gießen in die Stadtschule schicken, die andern ihre Kinder ganz daraus befiehlt, ja der Schulmeister ihnen hinausgebeten und gesagt, er wolle das Tor hinter ihnen zunageln. Ist also wohl nachzusinnen, wie es mit der Schule anzufangen, daß sie besser, fleißiger und freudiger gehalten werde, weil wie sich verstehen läßt, der Schulmeister selber schlecht Lust dazu hat. Der Gemeinmann Heinrich Weigel soll seinen Buben noch am handhaftigsten darin habe gehen lassen.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* Das Programm der japanischen Kaiserkrönung. Die Kommission, die beauftragt ist, die Vorbereitungen für die Krönung des neuen Kaisers Taisho zu treffen, ist vor einigen Wochen ernannt worden und hat jetzt in großen Zügen das Programm der Festlichkeiten aufgestellt. Der neue Mikado wird im Herbst dieses Jahres die feierliche Bestätigung der Würde empfangen, die er schon jetzt trägt, und durch eine große religiöse Zeremonie in den Kreis seiner erlauchten Vorfahren aufgenommen werden. Man vermutet, daß es religiöse Rücksichten sind, die die japanische Regierung veranlaßt haben, die Krönung so lange aufzuschieben. Würde man nämlich nicht so lange warten, so müßte man zu den Opfern, die aus diesem Anlaß dargebracht werden, Reis benutzen, der noch während des Trauerjahres gepflanzt ist. Nach den uralten Anschauungen der Shinto-Religion über die besiedelnde Wirkung, die durch den Tod hervorgerufen wird, wäre es aber unziemlich, solchen im Todesjahr des früheren Mikado gewachsenen Reis bei den Kultfeiern zu verwenden. Es darf nur Reis benutzt werden, der diesem Jahr, dem ersten der Regierung des neuen Herrschers, entspringt, und der ist erst im nächsten Herbst vorhanden. Schon aus diesen Erwägungen erhellt der streng religiöse Geist, in dem die Krönung vollzogen werden wird. Und aus dieser mystischen, sich streng absondernden Sphäre des Kaiserhofes ist auch die Tatsache zu erklären, daß man sich entschlossen hat, an die fremden Regierungen nicht die Anforderung zu richten, sich bei der Zeremonie durch Sondergesandtschaften vertreten zu lassen. Nur die diplomatischen Vertreter der fremden Mächte, die beim Hofe des Mikado akkreditiert sind, werden an zweien der Zeremonien teilnehmen, die durch drei Wochen hindurch stattfinden. Man gibt als Grund dafür, daß

keine fremden offiziellen Gäste eingeladen werden, den deutlich ausgesprochenen Wunsch des verstorbenen Kaisers an. Jedemfalls gibt es in der heiligen Stadt von Kioto, die an japanischen Palästen so reich ist, keine Städte, die für den Aufenthalt von Europäern geeignet wäre und den Ansprüchen eines modernen Abendländers genügen könnte. Der wichtigste Beweggrund ist aber wohl der streng religiöse Charakter des Krönungsfestes, das als eine große nationale Veranstaltung für das japanische Volk geplant ist. Die Feierlichkeiten werden drei Wochen in Anspruch nehmen und eine imposante Entfaltung altjapanischer Kultur und altjapanischen Geistes darstellen.

Im Raucherabteil. Da der Zug stark besetzt ist, geht die Dame in das Raucherabteil und setzt sich, aber der Herr neben ihr ist in seine Zeitung vertieft und paßt ungestört weiter. „Ich war so töricht, zu glauben,“ sagt pikiert die Dame, „daß einige der Herren hier zumindest Gentlemen wären.“ „Verzeihung,“ sagte verwirrt der Nachbar und hält ihr sein Zigarettenetui entgegen, „bitte, bedienen Sie sich.“

Die Ahnungslöse. „Ich höre so viel von diesem Tango-See,“ meint die alte Dame, „was kostet eigentlich das Pfund?“

Sprachede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Einst und jetzt. Im Jahre 1871 ging dem eigentlichen Friedensvertrag zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche ein Präliminarvertrag voraus. Ende Mai 1913 konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Vorkriegsmächte in London einen Vorkriegsvertrag geschlossen hätten. Einen Vorkriegsvertrag! Wie kurz und klar ist doch dieses Wort gegenüber den häßlichen Wortungeheuern Friedenspräliminarien und Vorkriegsverträgen, denen wohl niemand eine Träne nachweinen wird, weil sie das Meer solcher Fremdwörter vermehrt, denen unsere Sprache das Wahrecht endgültig entzogen hat. Nach den vielen Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte durfte man sich bei der Vorliebe der Deutschen für das Ausländische nicht wundern, daß der 1878 von Bismarck zwischen dem Deutschen Reiche, Oesterreich und Italien geschlossene Bund auch von der freien Masse zunächst Tripelallianz genannt wurde, daß man sogar Kaffeehändler „für Tripelallianz“ taufte. Wie fest verankert aber auch dieses Wort in unserer Sprache erschien, es mußte allenthalben dem verständlichen Dreieck und weichen. Früher hätten es wohl viele unter uns als eine Art Entweihung angesehen, die Brautausstattung kirchlicher Personen anders als mit „Trousseau“ zu bezeichnen. Bei der Vermählung unserer Kaiserin Victoria Luise entsprach der eigentlich selbstverständlichen, früher aber doch öfters stark vernachlässigten Periphrastik: es deutschen Gelehrten auch der Name Brautausstattung. Solche sprachliche Gegenüberstellungen lassen sich jetzt auf allen Gebieten des Lebens vornehmen. So mußte am 13. November 1890 unser größter Deutschforscher Jakob Grimm seine Antrittsvorlesung als Professor an der Göttinger Hochschule lateinisch halten; in dieser Rede De desiderio patrias (über das Heimweh) mußte ein deutscher Gelehrter seine Muttersprache in — lateinischer Sprache predigen. 71 Jahre später sprach in Freiburg ein Hochschullehrer wieder bei festlicher Gelegenheit über das Heimweh — diesmal aber deutsch. Mühten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Doktorarbeiten lateinisch abgefaßt werden, so huldigen diesem Brauche jetzt fast nur noch die Altprozedler. Ja, bei der fünfshundertjahrfeier der Leipziger Hochschule im Jahre 1909 bedienten sich 12 reichsdeutsche Universitäten in ihren Glückwunschkarten der deutschen und nur noch 8 der lateinischen Sprache; die technischen Hochschulen schreiben alle in deutscher Sprache. Für manche der jetzt ziemlich allgemein gebrauchten Verdeutschungen hatten die Fremdwörterer anfangs nur Spott und Hohn. Vor einem Vierteljahrhundert beantwortete z. B. eine große Vereinigung sächsischer Lehrer den Antrag, für Statuten Satzungen zu sagen, mit schallendem Gelächter. Das ihnen altdeutsch klingende Wort wollten sie nicht einführen. Heute findet man es ganz selbstverständlich, daß ein deutscher Verein eine deutsche Satzung hat. (Rau (Zwickau).)

Kapsel-Rästel.

Regenwasser — Landmann — Bahnwärter — Gründerjahre — Seester — Seemacht — Modedame — Wasgenwald — Kalkulator — Goldgrube — Hauptmesse — Viehhandel — Bräutigam — Pirne.

Aus dem ersten der vorstehenden Wörter sind drei, aus jedem der übrigen Wörter zwei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, so daß sich daraus ein Erdwort ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschiebels in voriger Nummer:

- Oeynhausen
- Nordsee
- Bichtlaebirge
- Doringsdorf
- Wilm
- Baden
- Teplitz.